

Automat der Woche

Goldener Oktober. Bei einer Wiener Bank kommt dieser Tage ein Ehepaar vorbei. Man legt 42 Millionen Dollar auf den Tresen und verschwindet mit über einer Tonne Gold. Selbst die Zentralbanken jagen das Edelmetall,

dessen Preis sich in den letzten zehn Jahren vervierfacht hat. Thailand kauft 15,5 Tonnen Gold. Tadschikistan: eine Tonne. Und die US-Bank JP Morgan platzt goldmäßig aus allen Nähten und nimmt in Manhattan einen längst

vergessenen unterirdischen Goldtresor wieder in Betrieb. Goldrausch! Wer in Metzingen an der Erms lebt, hat es gut. »Schatz, ich geh' mal rasch zum Goldautomaten«, ruft er. Wenig später haut er ein halbes Pfund Gold auf



den Küchentisch. Metzingen ist seit letzter Woche »Gold to go«-Stadt. Ein Online-Edelmetallhändler aus Reutlingen hatte die Idee, für den kleinen Goldbarren zwischendurch Automaten aufzustellen. In

Abu Dhabi, Madrid und Bergamo stehen schon welche, auch in Frankfurt am Main und neuerdings in München oder Pforzheim. »Barrieren im Goldhandel abbauen« will die Firma Ex Oriente Lux AG. Goldig.

Aloha Gaza

»Surfing for Peace«: Der Gaza Surf Club hat beste Freunde in Israel und Amerika VON FREDY GAREIS UND MARLENE HALSER



Momente der Freiheit: Achmed Abu Hassira (li.) und seine Freunde am Strand von Gaza

Jede Minute draußen auf dem Meer ist eine Minute gewonnener Freiheit. Der 31-jährige Palästinenser Achmed Abu Hassira surft jede Welle, die ihm unters Brett kommt. Jeden Tag, egal wie das Wetter ist. »In Gaza gibt es keine Zukunft«, sagt er, »aber auf dem Meer fühle ich mich frei«, auf dem Meer vor der Küste des seit vier Jahren von Israel abgeriegelten Gazastreifens.

Während der Muezzin in Gaza-Stadt zum Mittagsgebet ruft, schlüpfen Abu Hassira und seine Freunde in die Board-Shorts und greifen sich die gewachsenen Surfbretter. Die meisten von ihnen arbeiten als Lebensretter am Strand und verdienen damit 300 Dollar monatlich. Sie stapfen durch den Sand, vorbei an einer Wasserpfeife rauchen, und palästinensische Rapper müssen sich eine Auftrittsgenehmigung von der Hamas einholen. »Aber Surfen«, erklärt Abu Hassira, »ist einfach nur ein Sport.« Wenn auch ein teurer.

Vor der israelischen Blockade führen die Jungs vom Gaza Surf Club nach Israel, kaufen dort gebrauchte Bretter und verlängerten deren Leben auf den Wellen vor Gaza. Nach dem Wahlsieg der Hamas 2006 und der blutigen Vertreibung der gemäßigten palästinensischen Partei Fatah hat Israel den Gazastreifen zu feindlichem Gebiet erklärt. Seitdem ist der 41 Kilometer lange und an der dicksten Stelle nur 12 Kilometer breite Landstrich abgeriegelt. Eine israelische Sperranlage umgibt die rund 1,5 Millionen Menschen. Surfbretter schaffen es nicht durch die beiden israelischen Checkpoints, auch nicht durch die Schmuggeltunnel zwischen Gaza und Ägypten.

Dass seit diesem Sommer jedes der 24 Mitglieder des Clubs ein eigenes Brett besitzt, verdanken die palästinensischen Wellenreiter einem Israeli und einem Amerikaner.

80 Kilometer oberhalb von Gaza, am israelischen Topsea-Strand im Norden von Tel Aviv, kommt Arthur Rashkovan barfuß und mit einem Surfbrett unter dem Arm angelaufen. »Das ist mein Heimatstrand«, sagt der 30-Jährige. »Ich surfe hier, seit ich 15 bin.« Er blickt aufs Meer hinaus. In der nahen Strandbar werden weiße Sonnenliegen im akkurat geharkten Sand aufgereiht. Jogger sind auf der geteerten Strandpromenade unterwegs. In der Bucht lauert ein kleines Rudel Surfer auf die nächste Welle. Die weißen Spitzen der Bretter und braun gebrannte Oberkörper ragen aus dem Wasser. Auch hier ist es noch still.

Rashkovan, der Surflehrer, gründete vor drei Jahren mit der kalifornischen Surfliegende Dorian Paskowitz die Organisation »Surfing for Peace«. Paskowitz, ein ehemaliger Arzt, der mit seiner elfköpfigen Familie in Wohnmobilen von Strand zu Strand tingelt, hatte im Juli 2007 einen Artikel in der *Los Angeles Times* von zwei palästinensischen Surfern aus Gaza gelesen, die sich ein Brett teilen müssen, um ihrer großen Leidenschaft nachgehen zu können. Paskowitz rief sofort seinen Freund Rashkovan an. Die beiden beschlossen, Bretter zu schicken. Dass es drei Jahre brauchte, bis sie ankommen würden, ahnte Rashkovan damals nicht.

»Uns Surfer verbindet etwas ganz Spezielles«, erklärt der Israeli, während er die Brandung beobachtet. »Wenn du mal gemeinsam mit jemandem im Tunnel einer großen Welle gesurft bist, dann ist das eine Erfahrung, die du nur mit ihm teilst.« Solidarität unter Surfern sei also Ehrensache, jenseits aller politischen Differenzen. Schnell waren Dutzende von privaten Spendern und Surffirmen aus den USA und Israel gefunden, die Neoprenanzüge, Wachs und 24 neue Bretter für Gaza spendeten. Matthew Olsen, noch ein Sur-

fer-Freund aus Kalifornien, organisierte den Transport. Im Mai 2008 erreichte ein voller Container Israel – und damit auch den Nahostkonflikt, der alles durchdringt.

Nach wochenlanger Zollprüfung gaben die israelischen Behörden die Lieferung zwar frei, eine Einfuhrgenehmigung nach Gaza aber bekamen die Surfer nicht. Wegen des Embargos. Die drei fasteten einen waghalsigen Plan.

Während Raketen von Gaza ins israelische Sderot flogen, reisten die Amerikaner Olsen und Paskowitz mit vier Brettern und einem Koffer voller Neoprenanzügen, T-Shirts und Shorts zum Grenzübergang: »Wir wollen surfen gehen«, erklärten sie dem israelischen Wachposten – und der ließ sie passieren. Als sie Achmed Abu Hassira und seine Freunde vom Gaza Surf Club erreichten, brachen alle zusammen in Tränen aus.

2008/09 führte Israel Krieg in Gaza. An die Lieferung der restlichen Surfbretter war nicht mehr zu denken. Erst ein tödlicher Zwischenfall im Mai dieses Jahres brachte Bewegung in die Fronten: Die *Mavi Marmara*, ein türkisches Schiff mit Hilfsgütern für die Palästinenser in Gaza, das die Seeblockade vor der Küste zu durchbrechen suchte, war von der israelischen Marine aufgebrochen und neun Aktivisten waren erschossen worden. Die Weltöffentlichkeit reagierte empört. »Nach dieser Geschichte überarbeitete Israel die Liste jener Güter, die nicht nach Gaza eingeführt werden dürfen«, sagt Rashkovan. »Surfbretter standen plötzlich nicht mehr darauf.« Olsen und Paskowitz konnten die Bretter am Grenzübergang überreichen.

Rashkovan, der Israeli, darf die Grenze nach Gaza aus Sicherheitsgründen nicht passieren. Die

Surfer kennt er deshalb nur vom Telefon. »Ein paar von ihnen sprechen ein bisschen Englisch und Hebräisch«, sagt er. In den letzten Jahren haben sie regelmäßig telefoniert. »Wir sind Freunde geworden«, Rashkovan strahlt. Eine Geste habe ihn besonders berührt: »Zum Dank für die Surfbretter haben die Jungs mir einen bemalten Teller geschenkt«, erzählt er. »In der Mitte das Logo von Surfing for Peace und am Rand unsere Namen.« Nun hängt der Teller in seinem Wohnzimmer. Als nächstes will er gemeinsam mit den Freunden aus Gaza nach Hawaii fahren und mit ihnen den »Aloha Spirit von Liebe und Frieden« erleben: »Ich will mit ihnen ins Wasser, will ihnen zeigen, was es bedeutet, den Lebensstil eines Surfers zu leben.« Eine Ausreisegenehmigung haben die Palästinenser noch nicht. Das Verfahren ist kompliziert, die Hamas muss zustimmen, und Rashkovan braucht die Genehmigung des Militärs. »Ich hoffe, dass uns das im Laufe des nächsten Jahrs gelingt.«

Dass er den seit mehr als sechzig Jahren währenden Konflikt zwischen Israelis und Arabern überwinden kann, glaubt Rashkovan natürlich nicht. »Aber ich gewinne Freunde, die eigentlich meine Feinde sein sollten«, sagt er, »denn im Wasser sind alle Konflikte um Land egal.«

Am Strand von Gaza schauen auch Achmed Abu Hassira und seine Freunde hinaus aufs Meer.

Das Mittelmeer ist ein bisschen rau heute, die Wellen brechen unregelmäßig. Hinter den Surfern liegt Gaza-Stadt, ein heißer, staubiger bebengter Raum, den viele der jungen Leute am liebsten verlassen würden. Der Strand hingegen ist ein Streifen Freiheit. Achmed sagt: »Wenn ich dort draußen bin, fühle ich mich, als würde ich fliegen.«

Ein paar Seemeilen weiter draußen bewacht die israelische Marine die Gewässer, in der Stadt in ihrem Rücken haben sie keine Zukunft. Sie alle wollen weg aus Gaza. Es ist sogar egal, ob es an dem neuen Ort Wellen gibt.

Wer schießt, verliert

Mauerschützen im Computerspiel – ist das Kunst?

In dem Spiel kann man auf Menschen schießen, doch der Philosoph Peter Sloterdijk spricht von einem »hohen moralischen und künstlerischen Anspruch«. 1378 ist eine Computeranimation der Karlsruher Hochschule für Gestaltung, Sloterdijk ihr Rektor.

Das Spiel versetzt die Teilnehmer an die 1378 Kilometer lange ehemalige innerdeutsche Grenze, wahlweise als Republikflüchtling oder als bewaffneter DDR-Grenzsoldat (siehe Foto). Vor gut zwanzig Jahren noch fielen dort Schüsse, vermutlich starben über achthundert, vielleicht über tausend Flüchtlinge. Nun gibt der Todesstreifen die Kulisse eines Ego-Shooters. Erscheinen sollte 1378 am 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit. Nach vehementem Protest in Ost und West und einem kritischen Kommentar in der *Bild*-Zeitung hat die Hochschule die Veröffentlichung im Internet gestoppt. Ein Neustart ist für Dezember geplant.

1378 ist die Seminararbeit des Studenten Jens Stober, 23, der sich als Künstler und sein Werk als Lernspiel versteht. »Ich versuche, Jugendlichen in ihrem Leitmedium geschichtliches Wissen zu vermitteln«, sagt er und weist auf die Informations-texte, mit denen er das visuelle Geschehen ergänzt. Gewinner wird nicht der, der schießt, sondern der, der sich weigert, zu schießen. Töten gibt Minuspunkte, und der Mauerschütze landet im Jahr 2000 vor Gericht.

Dass 1378 einhellig abgelehnt wird, führt Stober darauf zurück, dass die Öffentlichkeit gegenüber dem Medium Computerspiel voreingenommen ist. Mathias Mertens, Professor für Medienästhetik in Hildesheim, stimmt zu: »Ego-Shooter stehen unter Generalverdacht, und sie haben keine Kunsttradition.« Daher sei der Vorwurf des Zynismus logisch und typisch. Doch Kunst dürfe und müsse provozieren, »und sei es wie hier in abstoßender Gestalt«, findet Mertens. »Wann haben wir zuletzt über die Toten an der Grenze gesprochen?«

Spaß sei ohnehin nicht das Ziel von 1378, sagt Stober. »Ich will den inneren Konflikt mit dem Schießbefehl darstellen und was es bedeutet, auf Landsleute zu schießen.« Es sei ein Rollenspiel, das Interaktion und Empathie fördere und fördere.

Es bleibe ein »Abknallen«, hält Axel Klausmeier, Direktor der Stiftung Berliner Mauer, dagegen: »Als wenn man auf Hasen schießt.« Letztlich geht es dem Erfinder und den Verteidigern des Spiels um eine Provokation in der Frage: Was ist Kunst, und was darf sie?

Und die Pädagogik von 1378? Ein Kommentator schreibt in einem Forum: »Wenn ich metzeln will, will ich metzeln und nicht vor Gericht stehen, um etwas zu lernen. Ich hasse so einen erzieherischen Sch...«



OLIVER FRITSCH



Am Sonntag warteten sie alle auf den Priester

Erst geweiht, dann entsorgt

Auch Puppen und Kuscheltiere haben eine Seele, finden die Japaner VON HILJA MÜLLER

Schau mal, da sind sie. Siehst du sie? Eine ältere Japanerin zupft am Ärmel ihres Mannes, der an seinem Fotoapparat nestelt, um eine letzte Aufnahme zu machen von zwei kleinen Figuren, die das Kaiserpaar darstellen. Viele Jahre haben sie das Heim geschmückt. Nun sitzen die in feinsten Kimonos gewandeten, perfekt frisierten Puppen auf einem Podest, über ihnen hängt ein Schild mit der Aufschrift: »Thanks dolls.«

Der Shintoismus ist eine weit verbreitete Religion in Japan, nach der jedem Ding eine Seele innewohnt, deshalb wird es von einem Priester geweiht, bevor man sich von ihm trennt. Am vergangenen Sonntag nahmen unzählige Japaner Abschied von ihren Puppen und Kuscheltieren, sie pilgerten zur Massenweiheung an Tokyos größtem Shinto-Schrein, dem Meiji-Schrein.

Seit neun Uhr früh strömen Tausende über den breiten Kiesweg auf den Schrein zu. Jung und Alt zerren Koffer hinter sich her, schleppen vollbepack-

te Taschen oder mühen sich mit großen Kartons ab, in die sie ihre alten Puppen und ausgediente Kuscheltiere gepackt haben.

»Wir können unsere Puppen nicht einfach in den Müll werfen«, erklärt die eine Dame. »Unsere Kinder sind mit ihnen aufgewachsen, und viele Besucher haben sich über ihren Anblick gefreut. Doch die Kinder sind aus dem Haus, wir sind in eine kleine Wohnung gezogen und haben nicht mehr genug Platz für unsere Puppen.« Die zierliche Frau wischt sich verstohlen mit einem Taschentuch über die Augen. »Jetzt kommen sie noch einmal zu Ehren. Viele Besucher bewundern sie, und ein Priester hält eine Reinigungszeremonie. Danach können wir beruhigt nach Hause gehen.«

Im hoch industrialisierten Japan haben viele Traditionen jahrhundertlang überlebt. So sind Japaner seit Urzeiten davon überzeugt, dass eben auch Puppen Seelen haben. Man geht respektvoll und vorsichtig mit ihnen um, sie sind nicht bloß ein Spiel-

zeug. Mädchen bekommen zum *Hina matsuri*, zum Puppenfest am 3. März, den kaiserlichen Hofstaat in vollem Prunk geschenkt. Die Miniaturausgaben des Herrscherpaares und seiner Diener sind in kostbare, handgenähte Kleider gehüllt, das schwarze Haar wurde aufwendig frisiert, jedes Detail der historischen Kostüme originalgetreu nachgebildet. Ein solcher Hofstaat, *Hina ningyo* genannt, kann umgerechnet Tausende Euro wert sein.

Natürlich haben auch moderne Cartoonfiguren die Kinderzimmer erobert. Und so hocken zwischen dem Hofstaat auch verknautschte Snoopys, abgekuddelte Micky Mäuse und glubschäugige Pokemons. Auch sie sollen nicht einfach im Mülleimer landen. Für das anstehende Reinigungsritual im Schrein haben die Besitzer sogar 3000 Yen (26 Euro) bezahlt.

»Viele bringen ein Dutzend oder mehr Puppen«, weiß ein Helfer, der im Akkord Tüten und Kartons ausräumt und den Inhalt möglichst ansprechend in

Reih und Glied auf die meterlangen Podeste setzt. Um Punkt 11.30 Uhr dröhnen Taikoschläge. In einer 45-minütigen Zeremonie nehmen nun die Puppen- und Kuscheltiermütter – und -väter mit vielen Verbengungen Abschied. Manche haben einen letzten Gruß auf einen Zettel geschrieben und am Altar abgelegt. Mit Musik, Tanz und Shinto-Botschaften werden die Puppen geehrt und rituell gereinigt. So finden die Seelen der Puppen Ruhe – und zurück bleibt nur ihre Hülle, die dann mit gutem Gewissen entsorgt werden kann.

An diesem Sonntag sind über 40 000 Puppen und Kuscheltiere im Meiji-Schrein mit einem Dankeschön verabschiedet worden – in den vergangenen Jahren ist ihre Zahl stets gewachsen. Am späten Nachmittag kommt schließlich die Müllabfuhr. In vielen Wohn- und Kinderzimmern ist nun wieder Platz. Die Japanese Dolls Association, ein Dachverband der Puppenhersteller und Mitsponsor des Tages, wird es freuen.